

Rocio Pestana Segovia

Die Frau am Brunnen

Ich bin die Jüngste von 4 Brüdern und 4 Schwestern, geboren in Madrid, eine waschechte Spanierin. Die römisch-katholische Kirche nahm in unserer Familie einen wichtigen Platz ein. Eine meiner Tanten, sie hiess Maria Josefa Segovia¹, war Mitgründerin der Theresianischen Institution, einer kirchlichen Vereinigung von Laien und Ordensleuten, die sich für Bildung und Forschung einsetzen.

Meine frühe Kindheit

Ich war zwei Jahre alt, als ich zusammen mit zwei meiner Schwestern in ein Klosterinternat kam. Unter der Woche lebten wir in einem Haus zusammen mit Ordensschwestern, die als Lehrerinnen an öffentlichen Schulen arbeiteten. Die Wochenenden verbrachten wir zu Hause. Manchmal besuchte meine Mutter uns am Nachmittag in der Schule und blieb bis nach dem Abendessen. Von meinem zweiten bis zum siebten Lebensjahr erhielt ich dort eine grundlegende Erziehung. In dem Haus gab es eine kleine Kapelle mit einem Altar und dem Tabernakel². So wurde ich schon ganz früh mit all den religiösen Praktiken des römischen Katholizismus vertraut gemacht. Ich lernte beten, das Weihwasser benützen und die Rituale der Kommunion und der übrigen Sakramente mitzumachen.

Im Alter von fünf Jahren beichtete ich zum ersten Mal vor einem Priester und mit sechs bereitete ich mich auf die Erstkommunion vor. Die Heilige Kommunion zu erhalten war ein Vorrecht, und um dieses dann würdig geniessen zu können, begann ich damals schon, den katholischen Katechismus von Gaspar Astete (1537–1601) zu lesen, abzuschreiben und auswendig zu lernen. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie erwartungsvoll ich mich auf dieses Ereignis vorbereitete, in der festen Überzeugung, dass Jesus in der geweihten Hostie anwesend war und in mein Herz kommen würde. Ich danke dem Herrn, dass er mir ein feines Gewissen und Empfindsamkeit gegeben hat für alles, was mit ihm in Verbindung stand.

Von meiner frühesten Kindheit an war Jesus das Motiv meiner Träume, meiner Sehnsucht und Wünsche. Er war mein bester Freund. In meiner Familie und auch bei den Theresianern erfuhr ich von Gott, der Dreieinigkeit und Jesus Christus. Ich wusste Bescheid über das Leben von vielen Heiligen und Märtyrern, über die Geschichte der ersten Kirche (aus dem Blickwinkel der katholischen Kirche); ich kannte Biographien von vortrefflichen Menschen in allen Zeitperioden und viele biblische Geschichten. Ich war motiviert, das Leben dieser Vorbilder nachzuahmen. Es war mein aufrichtiger Wunsch, Gott zu gefallen und ihm mein Leben zu weihen. Eifrig bemühte ich mich, die vielen Anordnungen der Kirche zu erfüllen:

¹ Sie lebte von 1891–1957

² Unter Tabernakel versteht man den Aufbewahrungsort für die gemäss röm.-kath. Lehre gewandelte Hostie

täglicher Besuch der Messe, Beichte, Kommunion, Fasten, Almosen, Gebete für die Toten im Fegefeuer, Ablässe, usw. Sowohl zu Hause wie auch in der Schule beteten wir den Rosenkranz. Ich hatte auch meine eigenen Gebetszeiten und meldete mich regelmässig für Hilfsarbeiten in der Sakristei der Schulkapelle.

Von meinem siebenten Lebensjahr an besuchte ich verschiedene private Mädchenschulen, in Madrid, in den Bergketten von Cordoba im Süden Spaniens, in Avila, in der Provinz von Castilla, der Stadt der „Heiligen und Ritter“ und in Burgos. Weil ich fast immer von meiner Familie getrennt war, festigte sich bei jedem Umzug meine besondere Freundschaft mit dem Herrn.

Ein persönliches Gelübde

Im Alter von 14 Jahren spürte ich den Ruf, mich dem Herrn zu weihen und ihm ganz zu gehören. So bat ich meinen Beichtvater um die Erlaubnis, ein persönliches Keuschheitsgelübde abzulegen. Der 21. Januar 1961 war einer der glücklichsten Tage meines Lebens; ich stellte mein Leben durch dieses Gelübde dem Herrn zur Verfügung. Ich zog auch einen besonderen „Verlobungsring“ an. Nach diesem Schritt stand mein Entschluss fest: Ich wollte Missionarin werden. Ich arbeitete auf den Abschluss der Mittelschule hin, damit ich die Ausbildung zur Krankenschwester machen und somit auf dem Missionsfeld brauchbarer sein konnte.

Mit 17 Jahren schloss ich die Mittelschule ab. Als ich meiner Familie von meinem Wunsch erzählte, Missionarin zu werden und vorher Krankenpflege zu lernen, ermutigten sie mich nicht dazu. Sie seien nicht in der Lage mir finanziell zu helfen und ich möge doch so schnell wie möglich eine Arbeitsstelle annehmen.

Uneingeschränkte Freiheit

Das Erwachsenwerden gestaltete sich schwierig. Ich lebte nun bei meiner Familie und begann Freiheiten zu geniessen, die ich nie gehabt hatte. Die Probleme, die mein Lebensstil mit sich brachte, konnte ich allerdings nicht lösen, denn dafür fehlten mir die Kraft und die geistliche Reife. Obwohl ich versuchte, Zuflucht und Kraft in den Sakramenten zu finden, wie man mir empfohlen hatte, war ich machtlos, verletzlich und verloren in dem „neuen“ Leben, das die Welt mir anbot. Ich fiel immer wieder in die gleichen Sünden und versagte völlig beim Versuch, sie unter Kontrolle zu bringen. Ich begann zu arbeiten und Geld zu verdienen, aber die finanziellen Bedürfnisse meiner Familie erlaubten es nicht, dass ich genug Geld für die Krankenpflegeschule sparen konnte.

Ich rauchte und trank und versäumte keine Gelegenheit, das Leben auf die eine oder andere Art und Weise zu geniessen. Manchmal hatte ich Panikzustände, weil ich mich so weit vom Herrn entfernt fühlte. Mein Beichtvater, ein Augustinerpriester, wagte nicht mehr, mir die Absolution für meine Sünden zu geben, da ich immer wieder dieselben Dinge beichtete. Meine Situation war so verzweifelt, dass ich mehr als einmal nahe daran war, mir das Leben zu nehmen.

Ein neuer Beichtvater

Eines Tages war ich in so grosser Not, als ich aus der Kirche kam, dass ich weinend in das dominikanische Kloster einbog und mich in einem Winkel versteckte. Doch genau dort kam ein Priester vorbei und fragte mich, warum ich weinte. Ich fing an mit ihm zu reden.

Geduldig wartete er, bis ich antwortete. Er tröstete mich und bot mir die Absolution an, nach der ich mich so gesehnt hatte, die mir aber verweigert worden war. Gemäss der römisch-katholischen Lehre vergibt Gott unsere (Tod-)Sünden nur, wenn ein Priester die Absolution erteilt hat. Von diesem Tag an war der Dominikanerpater P. Juan Luis Tena, mein Beichtvater und Helfer.

Eintritt ins Kloster

Das Mindestalter für Novizinnen lag bei dem Orden der Comboni-Missionare bei 18 Jahren. Kurz bevor ich dieses Alter erreichte, änderte ich plötzlich meine Meinung und entschied mich für ein geschlossenes Kloster. Mein Beichtvater empfahl mir das Klarissenkloster³ „vom Heiligen Herzen“ in Catalapiedra, Salamanca. Seine Mutter und fünf seiner Schwestern waren dort. Bald schon nahm ich brieflich mit den Nonnen Kontakt auf, besonders mit Schwester Maria Gracia. Wir kamen zum Entschluss, dass ich innerhalb weniger Monate ins Kloster eintreten würde.

Doch als ich meine Eltern informierte, verweigerten sie ihre Einwilligung. Dadurch entstand ein grosser Familienkonflikt, aber nach vielen Kämpfen stimmten sie schliesslich zu. Am 4. Februar 1965 trat ich die Reise ins Kloster an.

Ich kann die innere Freude und die Erwartungen, mit denen ich mein neues Leben begann, gar nicht beschreiben. Andererseits war ich traurig, dass meine Eltern und besonders meine Mutter mich so ungern auf dem Weg ziehen liessen, den ich mir immer schon gewünscht hatte, nämlich dem Herrn ganz und völlig zu gehören.

Leben im Kloster

Das Klosterleben, an das ich mich nun anpassen musste, bestand aus „Armut, Keuschheit, Gehorsam und Einsamkeit“.

Das erste und unangenehmste Problem, dem ich begegnete, war die Kälte. In diesen Klöstern wurde das Prinzip der Enthaltbarkeit und der Armut so verstanden, dass jede materielle und persönliche Annehmlichkeit fehlen musste. Man musste sich dem Herrn unterwerfen, indem man die (Ordens-)Regel befolgte, arbeitete, betete, streng diszipliniert war, Opfer brachte bis hin zu Selbstkasteiung. Mit der Aussenwelt hatten wir keinen Kontakt, es gab nichts, was unsere Sinne erfreute. Bei Kälte und Hitze, Hunger und Durst, Beschwerden, Demütigung oder Mangel – eine Nonne muss immer glauben, sie befinde sich in einem Raum voller Blumen. Ich weiss nicht, wie meine Klosterschwester es empfanden, aber für mich war das alles nicht der Rede wert, verglichen mit dem Ziel, dem Herrn zu gefallen und meine Errettung und das Heil anderer Menschenseelen sicher zu stellen. Unsere Berufung war es, „zusammen mit Jesus und Maria Miterlöser“ zu sein. Unsere Gebete für die Lebenden und die Toten waren die treibende Kraft, ja das versteckte Herz der Heiligen Katholischen Kirche. Unser freiwilliges Leiden war der Schlüssel zu einem erfolgreichen christlichen Leben.

Schliesslich war ich sicher (zumindest meinte ich es), dass ich in einen geschützten Hafen „eingelaufen“ war, wo ich alle Sakramente empfangen konnte. Getrennt von der bösen Welt lebte ich ein heiliges Leben. Ich betete, arbeitete, fügte mir selber Schmerzen zu und

³ Klara von Assisi (1193-1253 n. Chr.) gründete mit der Unterstützung von Franziskus von Assisi als Zweiten Zweig der Franziskaner eine Frauengemeinschaft, die bis heute in strenger Armut und Kontemplation lebt. Sie wird auch Klarissenorden genannt.

verzichtete auf Dinge, die mir zustanden; ich hielt die Ordensregel und die Vorschriften des Klosters und der Kirche. Was hätte der Herr noch mehr von uns bitten können, was wir ihm nicht schon gegeben hatten? Jeder konnte sehen, dass ich gehorsam und aufrichtig war, hart arbeitete, und mein Leben ganz der Verherrlichung Gottes weihte.

Am 8. August 1965 wurde ich in den Klarissenorden aufgenommen. Ein Jahr später legte ich meine ersten zeitlichen Gelübde ab und drei Jahre später die feierlichen ewigen Gelübde. Nun war ich offiziell und für immer dem Herrn geweiht – mit dem Herrn „verheiratet“, wie man es nannte.



Rocio mit ihren Eltern am Tag ihrer Aufnahme in den Klarissenorden

Das Geschenk meiner Taufpatin

Meine Aufnahme in den Orden im August 1965 wurde mit einer Zeremonie gefeiert, zu der ich meine Familie einladen durfte.

Als „Braut Christi“ führten mich meine

Eltern in die Klosterkirche. Ich bekam einen neuen Namen: „Schwester Maria des Heiligen Geistes“. Schliesslich bekam ich auch die neuen Kleider, die mich als Klarissenschwester erkenntlich machten. Nebst meinen Eltern und Geschwistern nahm auch meine Taufpatin, Maria Antonia Ruiz an der Feier teil. Sie schenkte mir eine Bibel und mit Erlaubnis der Mutter Oberin begann ich sie zu lesen. Am Anfang las ich sie von Buchdeckel zu Buchdeckel. Sie enthielt sie jedoch vieles, das ich nicht verstand. Im Neuen Testament las ich lieber als im Alten. Da ich den Herrn so sehr kennen lernen und lieben wollte, las ich unentwegt dieses kostbare Buch und verglich es mit den Bibelzitate im Stundengebet, welche in Latein geschrieben waren. Ich merkte mir die Stellen aus dem Buch der Psalmen, die wir täglich rezitierten und las sie in meiner freien Zeit auf Spanisch. Da ich in der Mittelschule Latein gelernt hatte, konnte ich es bald verstehen und übersetzen.

Durst nach dem Herrn

In den neun Jahren, die ich im Kloster verbrachte, las ich das Johannesevangelium sehr intensiv. Die Bedeutung der Errettung verstand ich nicht, aber ich wurde mir immer mehr bewusst, wer es war, der zu mir sagte: „Ich bin der gute Hirte“ oder „Ich bin die Tür“; „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“; „Wer durstig ist, komme zu mir und trinke“. Besondere Freude empfand ich immer, wenn ich über die Begegnung nachdachte, die Jesus mit der Samariterin am Brunnen hatte (Johannes 4,1-26).

In der Mitte des Klosters war ein Brunnen, der von Blumen und Büschen umgeben war. Oft sass ich dort und betete. Mein ganzes Wesen, all mein Empfinden und mein Wille sehnten sich nach der Gegenwart von Jesus. „Herr, gib mir zu trinken, ich dürste nach dir. Bitte gib mir lebendiges Wasser.“

Im Laufe der Jahre wurde ich immer unzufriedener mit mir. Ich wollte mich von Tag zu Tag verbessern, aber wie? Wie konnte ich meinen Herrn zufrieden stellen? Wie konnte ich heilig und immer noch heiliger werden? Die Kämpfe und Ängste wurden immer stärker, bis ich schliesslich physisch und emotional aus dem Gleichgewicht geriet.

Im Johannesevangelium lesen wir, was der Herr gleich nach seinem letzten Abendmahl für seine Jünger betete: „*Ich bitte nicht, dass du sie aus der Welt nimmst, sondern dass du sie bewahrst vor dem Bösen*“ (Joh 17,15). Und in demselben Gebet fand ich auch meinen Wunsch nach Heiligkeit: „*Heilige sie in deiner Wahrheit! Dein Wort ist Wahrheit*“ (Joh 17,17).

Die Klostermauern schirmten uns völlig von der Welt ab, es war, als lebten wir auf einem anderen Planeten. Im gleichen Bibelabschnitt las ich jedoch: „*Gleichwie du mich in die Welt gesandt hast, so sende auch ich sie in die Welt*“ (Joh 17,18). Wir bildeten uns ein, die „Crème



Rocio als eingekleidete Nonne

de la Crème“ aller Nonnen zu sein, weil wir in einem geschlossenen Kloster lebten. Im Laufe der Zeit entdeckte ich jedoch immer mehr Einzelheiten, die dieser Selbsteinschätzung widersprachen. Unsere vielen Regeln und Handlungsweisen glichen denjenigen der Pharisäer, welche den Herrn so verachtet hatten. Man machte einen Unterschied zwischen Nonnen und Besucherinnen, zwischen reichen und armen Familien. Oft hörte ich die Erklärung, dass eine Notlüge keine Sünde sei, wenn man dadurch eine schwierige Situation überbrücken oder jemanden verteidigen könne; man wende dadurch geschickt die Bibelstelle an, wonach die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte tut. Regeln, Traditionen und starrer Gehorsam machten es unmöglich, eigene Entscheidungen zu treffen. Der Schein musste immer gewahrt werden und die Anzahl der Regelungen war unzählbar.

Innerer Kampf

Was ich persönlich über Gott und das geistliche Leben lernte, stand in einem grossen Widerspruch zu dem Leben, das wir im Kloster führten. Die Spannung wurde so unerträglich, dass mein Körper reagierte. Plötzlich verlor ich meine Stimme. Die Mutter Oberin befürchtete, dass ich, wie eine andere Nonne damals, an Luftröhren-Tuberkulose erkrankt sei und schickte mich zum Arzt.

Eine weitere Nonne war so verzweifelt, dass sie sich in den Klosterbrunnen stürzte. Die Schreie, die man darauf im ganzen Kloster hörte, waren jedoch keine Hilferufe, sondern Ausdruck unsäglich geistlicher Qualen: „Ich bin verdammt, ich bin verdammt“. Sie konnte nicht schwimmen, hielt sich aber über Wasser und so konnten wir sie lebend herausholen. Ihre panische Angst vor der ewigen Verdammnis gab mir sehr zu denken. Während sie aus dem Brunnen herauf geholt wurde, sagte die Oberin immer wieder zu ihr: „Meine Tochter, hör auf, dich selbst zu verdammen“, aber die Nonne wimmerte weiter: „Ich bin verdammt“. Bis heute schmerzt es mich, wenn ich an jenes schreckliche Erlebnis zurück denke, denn nach wie vor gehen viele den gleichen Weg und setzen ihr Vertrauen auf hohle und tote Versprechen.

Die drei letzten von den insgesamt neun Jahren, die ich im Kloster war, waren von pausenlosen inneren Kämpfen geprägt. Ich konnte nicht verstehen, wie ich am Anfang so glücklich sein konnte und nun keinerlei Erfüllung mehr fand. Ich bat den Beichtvater meiner Tante (der Theresianernonne) um Hilfe. Der Pater hiess Amalio Valcarcel und war damals der Sekretär des Ordensmeisters der Dominikaner in Rom. Gott führte es so, dass dieser Priester eine Reise nach Spanien machen musste und mich bei dieser Gelegenheit im Kloster besuchen konnte. Ich erklärte ihm, was mit mir geschehen war und fügte hinzu, dass ich

lieber sterben würde, als das Kloster zu verlassen. Er hörte geduldig und mitfühlend zu, und stellte dann ein paar einfache Fragen, die mir halfen, die Situation zu verstehen und eine endgültige Entscheidung zu treffen: „Meine Tochter, meinst du nicht, dass du Gott während deiner Zeit im Kloster wenigstens ein bisschen kennen gelernt hast?“ „Doch“, antwortete ich. „Glaubst du dann nicht, dass Gott dir näher ist als deine eigenen Eltern und dass er dich nicht quälen will? Wenn es sein Wille ist, dass du hier bist, wird er dir dann nicht das nötige Mass an Fröhlichkeit und Frieden geben, um dein Leben auf diese Weise weiterzuführen?“

Auf Adlers Flügeln getragen

Mit gebrochenem Herzen gab ich zu, dass mir der Friede fehlte, um weiter zu machen. Pater Valcarcel übernahm das Gespräch mit der Mutter Oberin. Sie musste einwilligen, dass ich eine gewisse Zeit bei meinen Eltern verbringe, um Gottes Willen für meine Zukunft zu erkennen. Auch der Bischof von Salamanca erteilte die nötige Erlaubnis zum Verlassen des Klosters. Der Aufenthalt bei meiner Familie sollte eine festgelegte Zeit dauern, anschliessend sollte ich mich entscheiden, ob ich ins Kloster zurückkehren oder die päpstliche Kurie in Rom um die Entbindung von den Gelübden⁴ bitten wollte.

Als meine Familie von dieser Entwicklung hörte, kamen sie sofort um mich abzuholen. An jenem Tag im März 1974 war mir, als müsste ich sterben. In meinem ganzen Leben habe ich nie so gelitten wie damals. Ich kann die Todesangst, die mich überfiel, nicht beschreiben. Man erlaubte mir nicht, mich von den Nonnen zu verabschieden, die während all dieser Jahre meine lieben „Schwestern“ gewesen waren. Kalt und betrübt klang der Segen der Oberin, als sie mich in Begleitung zweier Nonnen von der Institutsleitung zur Pforte des Klosters brachte. Jede Drehung eines Schlüssels im Schloss, jedes Geräusch, wenn eine Türe sich öffnete, traf mich wie ein Schlag. Ich konnte nicht fassen, was geschah. Mein geliebter Herr war dabei mich loszulassen. Ich glaubte, dass ich ihn verlassen würde. War Er nicht allmächtig? Konnte er diese Entwicklung nicht aufhalten? Wusste er nicht, wie sehr ich ihn liebte und dass mich diese Trennung ängstigte? Wo war er in dieser Stunde? Gleich einem verzehrenden Feuer schrie mein Herz in mir: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Auf diesem Gang mussten die Schwestern mir unter die Arme greifen, da meine Füße mich nicht tragen wollten. Ich konnte nicht sprechen, nur schreien. Völlig geschwächt wurde ich nach Madrid gefahren. Der Himmel war dunkel und vergoss ebenfalls Tränen. Stürmischer Regen verwischte die Silhouette des Klosters am Horizont. Wo war mein Gott?

Mein eingebildetes, sündiges Leben hatte mich blind gemacht für das Eingreifen Gottes. Er hatte mich mit starken, liebenden Armen aus dem Kloster herausgeholt um mir das Heil zu geben, das ich so verzweifelt gesucht hatte. Er handelte wie es in 5. Mose 32,10-12 beschrieben ist: *„Er hat ihn in der Wüste gefunden, in der Öde, im Geheul der Wildnis. Er umgab ihn, gab acht auf ihn, er behütete ihn wie seinen Augapfel, wie ein Adler seine Nestbrut aufscheucht, über seinen Jungen schwebt, seine Flügel ausbreitet, sie aufnimmt, sie auf seinen Schwingen trägt. Der HERR allein leitete ihn, und kein fremder Gott war mit ihm.“*

⁴ Das sogenannte Säkularisationsindult, mit dem der Nonne die Rückkehr in den weltlichen Stand erlaubt wird.

Das Leben draussen

Ich gewöhnte mich nur langsam und mühevoll an den neuen Alltag draussen in der Welt. Alle meine früheren Kontakte waren abgebrochen und ich hatte verlernt, wie man sich in der Gesellschaft bewegt. Schon nur die Geräusche des täglichen Lebens lösten Stresssymptome aus. Ich war siebenundzwanzig Jahre alt und unreif wie eine Heranwachsende, die sich das erste Mal dem Leben stellen muss. Ohne den Schutz der Ordenskleider und den Klang der Klosterglocken, welche den klösterlichen Tag strukturierten, war ich eine einfache Beute für meine eigene sündige Natur, die so viele Jahre unter dem Deckmantel religiöser „guter Werke“ von der Wirklichkeit abgeschirmt war.

Ich hatte keine Kraft, kein Unterscheidungsvermögen und wusste nicht, wohin meine Lebensreise gehen sollte. In meiner Dummheit glaubte ich, dass der Herr mich verlassen hatte und so rebellierte ich gegen jegliche Art von Regeln und Einschränkungen. Den Gang zur Kirche empfand ich als sinnlos, wenn ich es trotzdem versuchte, wurde ich von Unruhe gepackt. So entfernte ich mich immer mehr von allen religiösen Handlungen. Ich war unfähig, zur Messe, zur Kommunion oder zur Beichte zu gehen und selbst die Bibel konnte ich nicht mehr lesen. Nichts hatte mehr einen Sinn, alles wühlte mich auf. So dauerte es nicht lange bis ich zu Zigaretten und Alkohol griff und mich aufreizend kleidete. Ich kämpfte gegen mein Gewissen an und wollte die meiste Zeit genau das tun, wovon ich wusste, dass es gegen das Gesetz Gottes und jegliche Moral war.

Mein Wunsch Krankenschwester zu werden bestand noch immer und diesmal unterstützte mich meine Familie. Die Krankenpflegeschule, die für mich in Frage kam, war weit entfernt von Madrid und von meiner Familie, in Barcelona im Nordosten von Spanien. Ich zog also wieder um und begann zu studieren. Obwohl mir diese Ausbildung sehr gefiel, erkannte ich, dass ich in meinem persönlichen Leben die Kontrolle über mich selbst verlor und in eine tiefe Depression hinein schlitterte.

Ein hoher Preis für einen gottlosen Ratschlag

Man empfahl mir einen Psychiater aufzusuchen, der auch Priester war. Leider war die Behandlung schlimmer als die Krankheit. Der Rat, den ich unter seiner professionellen und priesterlichen Vollmacht erhielt, brachte mich in die gefährlichste Situation meines Lebens. Als ich ihm meine persönliche Geschichte erzählte und was ich hinter mir gelassen hatte, sah er es als „notwendige Therapie“ an, dass ich „mich selbst“ auslebe. Er sagte:

„Ihr ganzes Leben lang sind Sie massiv unterdrückt worden; Sie müssen sich erlauben, sich zu öffnen. Folgen Sie Ihrem Instinkt und Ihren Wünschen und erleben Sie Befriedigung, wie Sie sie noch nie hatten. Lügen und stehlen Sie, wenn Sie möchten, lassen Sie Ihren Ärger raus, wenn er will. Trinken und rauchen Sie (während er sprach, rauchte er selber genüsslich); vergnügen Sie sich mit Männern. Gehen Sie am Wochenende aus anstatt sich hinter den Büchern zu verkriechen, geniessen Sie das Leben, usw. Machen Sie sich keine Gedanken, ob etwas Sünde sei oder nicht. Wenn Ihr Gewissen Sie beunruhigt, dann schieben Sie Ihre Schuldgefühle auf mich ab, wälzen Sie sie auf meine Schultern.“ „Aber Padre“, entgegnete ich, „das ist gegen das Gesetz Gottes.“ „Mach dir darum keine Sorgen“, antwortete er, „es ist nur zu deinem Guten und ein Teil deiner Therapie.“

Ich verbrachte die Jahre meiner Ausbildung zur Krankenschwester also auch damit mich zu „erholen.“ Allerdings zahlte ich einen sehr hohen Preis dafür. Beruflich ging es zwar aufwärts, doch in geistlicher und persönlicher Hinsicht sank ich immer weiter ab. Mein Gewissen wurde abgehärtet bis es nichts mehr fühlte.

Die Sommermonate des ersten Studienjahres verbrachte ich in Puerto Rico bei meinem Bruder, im zweiten Sommer ging ich nach England. Ich gab mir Mühe, keinen Spass zu verpassen und die „Welt kennen zu lernen“. Es war eine Zeit äusserster Einsamkeit und persönlicher Selbstzerstörung.

Zu Besuch beim Papst

Zum erfolgreichen Abschluss meiner Krankenschwesterausbildung schenkten mir meine Eltern eine Reise nach Italien. Sie wünschten, dass ich diese mit einem Papstbesuch verbinde. Im August 1978 kam ich in Rom an. Der Dominikanerpriester, der mir geholfen hatte, das Kloster zu verlassen, wartete schon auf mich, da meine Eltern ihn benachrichtigt hatten. Er begleitete mich auf meiner Tour durch die „Heilige Stadt“ und gab mir eine besondere Eintrittskarte, mit der ich eine der Audienzen des Papstes besuchen konnte. Ich hatte eigentlich keine Lust auf diesen Anlass, aber da ich die Eintrittskarte nicht zurückgeben konnte, ohne den Priester zu beleidigen, ging ich hin. Alles, was dort geschah, kam mir vor wie eine lächerliche Show.

Ich fand es schrecklich, dass ein ganz normaler Mann so verehrt und gefeiert wurde. Ich schaute durch die Reihen und verstand nicht, was mit diesen Menschen los war. Am liebsten wäre ich so weit wie möglich weg gerannt, so sehr schämte ich mich in dieser hysterischen Versammlung. Selbst wenn ich nicht aktiv an diesem Geschehen teilnahm, empfand ich den übertriebenen Aufwand, den Prunk, die Finessen und die hohlen Worte als eine Beleidigung Gottes und war zutiefst abgestossen. So schnell wie möglich wollte ich wieder in mein eigenes Land zurückkehren. In Assisi legte ich eine allgemeine Beichte ab um mich selbst mit dem Herrn zu versöhnen. Ich nahm an der Messe teil. Dieser neue Eifer hielt jedoch nur bis zu meiner Rückkehr in Spanien an, wo ich prompt wieder in meinen vorherigen Lebensstil zurückfiel.

Von Puerto Rico in die Dominikanische Republik

Abgesehen von den vielen Problemen, die mich bedrückten, verlief auch die Suche nach einer Festanstellung als Krankenschwester erfolglos. Schliesslich beschloss ich meine medizinische Laufbahn in einem anderen Land zu verfolgen. Ich reiste nach Puerto Rico, wo mein Bruder seit einigen Jahren lebte. Er nahm mich herzlich auf und half mir, auf die Füsse zu kommen. Einmal mehr hatte ich meine Familie, Freunde und mein Land mit einem gebrochenen Herzen verlassen.

Ich verbrachte einige schwierige Monate auf dieser wunderschönen karibischen Insel. Ich hatte zwei Ziele: Arbeit finden und eine amerikanische Daueraufenthaltsbewilligung zu erlangen. Leider brauchten die bürokratischen Prozesse mehr Zeit, als man mir bei der Immigrationsbehörde gesagt hatte. So war ich gezwungen, den amerikanischen Boden bis auf weiteres zu verlassen. Ich war verzweifelt und überlegte, mich irgendwo in Europa irgendeiner Gruppe von Randständigen anzuschliessen, mich für sie aufzureiben oder vielleicht umzukommen. Warum weiterkämpfen? Ich war am Ende meiner Kräfte.

Mein Bruder ahnte, welche Optionen mir durch den Kopf gingen. Er schlug mir vor, in der Dominikanischen Republik Arbeit zu suchen. Dort waren ausgebildete Krankenschwestern Mangelware, so dass ich mit Sicherheit eine Stelle finden würde. Seinerseits würde er weiterhin versuchen, ein amerikanisches Einwanderungsvisa für mich zu erhalten, sodass ich nach Puerto Rico zurückkommen könnte.

Ohne grosse Begeisterung nahm ich seinen Vorschlag an und reiste umgehend in die Dominikanische Republik. Dies war im September 1981. In der Hauptstadt Santo Domingo fand ich sehr schnell neue Freunde und bekam eine erfreulich gute Stelle in einer der besten Kliniken der Stadt. Bald fühlte ich mich ein bisschen fröhlicher und hoffnungsvoller. In jener Klinik begegnete ich zum ersten Mal Menschen, die ihren Glauben an Christus auch im Alltag lebten. Ein Ehepaar lud mich zum Bibelstudium und zu einem Gottesdienst ihrer Gemeinde ein. Einen protestantischen Gottesdienst zu besuchen, war etwas ganz Neues. Diese aufregende Erfahrung wollte ich mir nicht entgehen lassen.

Überführung von Sünde

Am Abend vor jenem Sonntag, an dem ich mit diesem Ehepaar in die Kirche gehen wollte, ging ich mit einem meiner Freunde, einem geschiedenen Arzt in den Ausgang. Mein Gewissen mahnte mich, nicht mit diesem Mann auszugehen, aber rebellisch und schwach wie ich immer war, nahm ich die Einladung zum Essen und Tanzen an und hoffte, wie der Arzt auch, auf einen möglichst unterhaltsamen Abend. Auf dem Nachhauseweg am frühen Morgen – ich überquerte gerade eine Strasse – hörte ich von irgendwo her einen Hahn laut krähen. Der Schrei durchstach meine Seele wie ein Schwert, er erinnerte mich augenblicklich an Petrus, der Jesus verleugnet hatte. Es war unerträglich. Ich liess den „Freund“ einfach stehen und rannte schreiend die Strasse hinunter. Ich wusste nicht, wo ich mich befand, schaute einfach nur zum Himmel auf und schrie um Hilfe und Vergebung. Aus dem Tiefsten meines Inneren schrie ich zu Gott: „Rette mich, hilf mir, ich kann es nicht alleine. Ohne dich bin ich verloren, bitte vergib mir und rette mich!“ Ohne dass ich es wusste, hatte der heilige Geist sein Werk in mir angefangen, indem er mir aufzeigte, wie sündig ich war.

Ich musste nach dem Weg zurück zu meiner Wohnung fragen. Ich war im wahrsten Sinn des Wortes verloren mitten in der Nacht in einer grossen Stadt. Aber jetzt war der grosse Tröster bei mir. Am folgenden Tag nahm ich mich zusammen und ging zu dem Sonntagsgottesdienst, zu dem das Ehepaar mich eingeladen hatte. Es war eine erst vor kurzem entstandene fundamentalistische Baptistengemeinde, ihr Pastor war Paul Joles, ein amerikanischer Missionar. Der Gottesdienst fand in dem Wohnzimmer seines Hauses statt. Als ich ankam, lief gerade die Sonntagschule für Erwachsene⁵, das Thema war der Heilige Geist. An diesem Morgen erlebte ich die Fortsetzung dessen, was in der Nacht zuvor geschehen war, als meine Bekehrung angefangen hatte. Jetzt begann ich zu „sehen“ und zu „verstehen“, was mir zuvor verschleiert gewesen war. Durch sein Wort, die Bibel, bewirkte Christus, dass ich seinen Plan der Errettung verstand: *„... dass Christus für unsere Sünden gestorben ist, nach den Schriften und dass er begraben worden ist und dass er auferstanden ist am dritten Tag, nach den Schriften“* (1. Korinther 15,3-4). Dass ich sündig bin, hatte mir der Heilige Geist schon aufgezeigt; in Gottes Wort fand ich nun die Bestätigung, dass wir alle Sünder sind (Römer 3,23; Jesaja 59,2), dass die Sünde uns von Gott trennt (Römer 3,26) und dass diese Trennung den Tod zur Folge hat und danach unweigerlich das Gericht (Hebräer 9,27; 2. Thessalonicher 1,8-9). Aber der Herr liess mich nicht dort stehen. Es gibt eine Lösung: Jesus Christus. Er bezahlte die Strafe für unsere Sünden, er ist der Weg zu Gott (1. Timotheus 2,5-6; 1. Petrus 3,18). Das kostbare Geschenk der Errettung verdanken wir allein seiner Gnade (Epheser 2,8-9; Johannes 3,16). Wie wunderbar ist diese Gnade Gottes, die er in seiner grossen Güte allen anbietet, die an ihn glauben! Wie gross war seine Gnade, dass er mich aus der Dunkelheit in sein wunderbares Licht gebracht hat, von Sünde zur Vergebung, aus

⁵ In vielen englischsprachigen Kirchen haben die Erwachsenen während der Sonntagsschule der Kinder ebenfalls Bibelunterricht.

dem Tod ins Leben! Die Gnade hat ein verlorenes Schaf gefunden und eine verirrte Tochter nach Hause gebracht, wo der Vater sie mit bedingungsloser Liebe in die Arme schloss.

Ich weiss gar nicht, wie ich ausdrücken soll, was an jenem Morgen geschehen ist! Der Kummer, der mich vorher fast erdrückt hatte, verwandelte sich in Freude, ein Strom von Tränen löste sich aus meinem gebrochenen Geist und ich floss zu den Füßen Jesu nieder. Wie die Frau am Brunnen wurde ich gereinigt und erhielt lebendiges Wasser. Ich erkannte, dass das die Wiedergeburt war, bei der ich Leben von Gott erhielt und eine nie gekannte Freiheit. Ich verstand nun, was er am Kreuz rief: „*Es ist vollbracht*“ (Joh 19,30). Jesus ist das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnahm (Joh 1,29). Zur selben Zeit ist er für uns Hoher Priester, Fürsprecher und die Sühne (die völlig ausreichende Bezahlung) für unsere Sünden.

Die Decke fiel mir von den Augen und ich erkannte, dass Christus mich angenommen hatte. So viele Dinge geschahen. Das war der Gott der Bibel, nach dem ich mich so lange gesehnt hatte, den ich lieben und dem ich dienen wollte. Jesus Christus, der mich durch sein eigenes, ein für allemal vergossenes Blut von der Sünde loskaufte und dabei keine Unterstützung von Sakramenten brauchte, keine Sonderwerke, keine Priester oder Heilige, die für mich eintraten oder mich erlösten. Seine heilige Gnade, die er den Glaubenden anbietet, ist völlig ausreichend.

Ich wagte die ersten Schritte in meinem neuen Leben als Christ: Bibelstudium und Glaubenstaufe, bei der ich mein erstes öffentliches Zeugnis gab. Dem Priester in Spanien (der mir geholfen hatte das Kloster zu verlassen) schrieb ich einen langen Brief. Ich erzählte ihm von meiner Freude im Glauben und meinem neuen Leben unter der Führung Gottes. Dies waren klare Beweise dafür, dass ich zu Christus gehörte und nicht zu irgendeiner Religion.

Lebendiges Wasser

Der Missionar und Prediger, der damals das Wort predigte, als ich aus Gnade wiedergeboren wurde, kehrte in die Vereinigten Staaten zurück. Bevor er abreiste, gab er mir einen Rat und die beste Ermahnung, welche ich je erhalten habe. „Lies die Bibel jeden Tag, egal ob du dazu Lust hast oder nicht, denn durch das Wort wirst du alles finden, was nötig ist um standhaft zu bleiben und im Herrn zu wachsen und er wird dir alles geben, was du brauchst.“ Treu und mühelos folgte ich seinem Ratschlag, hatte ich doch einen unstillbaren Durst danach, die Heilige Schrift immer besser kennen zu lernen. Auf diese Art und Weise wurde ich immer näher zu Gott hingezogen und erkannte seinen Willen für mein Leben. Heute kann ich sagen, dass ich mit Gottes Hilfe die Bibel sechzehnmal durchgelesen habe, einmal im Jahr seit meiner Bekehrung. Was für ein gewaltiger Segen!

Mein Hunger nach dem Wort Gottes war so gross, dass ich mich beim Quisqueyan Bibelinstitut in Santo Domingo einschrieb. Der Gründer und Direktor dieses Instituts war ebenfalls ein amerikanischer Missionar, Rev. Larry Dobson. Ich empfand es als grosses Vorrecht, in einer gesunden und fröhlichen Atmosphäre die Bibel systematisch kennen zu lernen. Das gründliche Schriftstudium brachte grossen Frieden und emotionale Stabilität in mein Leben, selbst wenn ich sehr hart arbeiten und lernen musste. Diese Anstrengung war eine Freude und keine Last. Das Wort Gottes kennen zu lernen und danach zu leben ist eine unerschöpfliche Quelle des Segens. In meinem eigenen Leben wurde deutlich, was Paulus feststellte: „*Denn nicht mehr lebe ich, sondern Christus lebt in mir*“ (Galater 2,20).

Früher, als katholische Nonne, wollte ich alles selber tun. Ich war ständig bemüht, mich zu verbessern. Ich nahm jedes noch so extreme Opfer auf mich, um Christus zu helfen,

verlorene Seelen zu retten. Und ich wollte mir mit möglichst vielen guten Werken den Weg in den Himmel erkaufen. Wie ist das heute? Christus hat alles für mich getan, Christus errettete mich, Christus bewirkt in mir gute Werke, die ich tun kann, um ihn zu erfreuen, nicht um seine Zustimmung zu erkaufen. „Denn wir sind seine Schöpfung, erschaffen in Christus Jesus zu guten Werken, die Gott zuvor bereitet hat, damit wir in ihnen wandeln sollen“ (Epheser 2,10). Was für eine freudige Entdeckung! Danke Herr!

Im Dienst des Herrn

Während meines zweiten Jahres an dem Bibelinstitut in Santo Domingo fühlte ich den Ruf Gottes, mich völlig in seinen Dienst zu stellen. Das Diplom am Schluss der Bibelschule wies mich als „Mitarbeiterin im christlichen Dienst“ aus. Doch wo war der Platz, an dem ich nach dem Willen Gottes wirken sollte? Ich besuchte meine Eltern in Spanien und dachte, dass sich vielleicht dort eine Türe öffnen würde. Doch dem war nicht so. Zurück in Santo Domingo entschloss ich mich, ein Projekt zu beginnen, das mir schon sehr lange auf dem Herzen lag, für das ich jedoch bisher keine Möglichkeit hatte. Ich entschied mich, die Türen meines Herzens und meines Hauses für verwaiste oder verstossene Kinder zu öffnen. Die Gemeinde der Christen am Ort und ihr Pastor standen hinter diesem Dienst und bald entstand ein Trägerkreis mit mehreren Ehepaaren der Gemeinde.



Rocio nachdem sie das Kloster verlassen hatte.

Gott selbst führte die Kinder in mein Haus. Erstaunlicherweise waren viele von ihnen nur ein paar Monate alt, andere gerade Mal ein paar Jahre. Innerhalb von drei Jahren hatte ich elf kleine Kinder bis zum Alter von neun Jahren. Mit jedem neuen Kind nahm die Last zu und das Geld in der Kasse ab. Schlimmer als das empfand ich die geistlichen Probleme und Kämpfe, welche mit dem Alleinsein zusammen hingen. Die Angriffe des Feindes drückten mich zunehmend nieder, aber umso mehr half uns der Herr. Dank seiner Fürsorge und Grosszügigkeit fand jede Schwierigkeit eine Lösung, die Arbeit konnte immer weiter gehen. Den Vers „Ich weiss, an wen ich glaube“ (2. Timotheus 1,12) habe ich ganz real erlebt und er hat mich sehr ermutigt.

Er ist treu

Es gibt noch ein weiteres wichtiges Thema, das ich gerne in diesem Zeugnis mit euch teilen möchte. Vielleicht ist es für jemanden hilfreich zu hören, wie der Herr alle Einzelheiten zum Guten braucht. Wenn ein Priester oder eine Nonne das „geweihte“ Leben verlässt, in die „Welt“ zurückkehrt und heiratet, wird dies im religiösen Umfeld oft als ein Vergehen betrachtet, als habe er sein Priesteramt oder sie ihr Kloster nur aus sexuellen Motiven aufgegeben.“ Wie traurig!

Mein aufrichtiger Wunsch war es gewesen, völlig für den Herrn verfügbar zu sein. Die katholische Lehre rühmt die Erhabenheit und die Vorzüge der Ehelosigkeit und behauptet, dass diese Lebensform – wenn sie um der Liebe zu Gott willen gewählt wird – dem Stand der Ehe an Ehre und Tugend weit überlegen sei. Nachdem ich mich zu Christus bekehrt hatte und anfang alles im Licht der Bibel zu sehen, wurde mir klar, wie abwegig und falsch die römisch-katholische Lehre und Handhabung des Zölibats sind.

Schon auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift lernen wir, wie Gott alle Dinge erschaffen und für gut befunden hat, auch den Menschen. Die erste Sache, die Gott als „nicht gut“ bezeichnete, war die Einsamkeit des Menschen: *„Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die ihm entspricht!“* (1. Mose 2,18). Im ganzen Alten Testament ist die Ehe der Normalzustand zwischen Mann und Frau. Im Neuen Testament schreibt Paulus, dass Menschen unter dem Einfluss von Lügenrednern vom Glauben abfallen werden, welche unter anderem „verbieten zu heiraten“ (1. Timotheus 4,1-5). Im gleichen Brief zählt Paulus auf, welche Qualitäten ein Bischof aufweisen muss. Verheiratet sein ist eine der Bedingungen. (1. Timotheus 3,2).

Jahre bevor ich ins Kloster ging, kam ich an einen Punkt, wo ich keinen Mann in meinem Leben mehr wollte. Ich brach damals die Beziehung zu meinem Freund ab aus Angst, Gott weniger zu lieben als ihn. Man hatte mir beigebracht, dass ich als Single dem Herrn „reiner“ und hingebener dienen konnte. So erhaben dies auch klingen mag, die Schrift sagt etwas anderes! Kein Mensch und keine Institution hat das Recht, als Voraussetzung für einen Dienst in der Kirche den Verzicht auf die Ehe zu fordern. Die meisten gottesfürchtigen Männer und Frauen der Bibel waren verheiratet. Wenn jemand sich dazu entscheidet, ledig zu bleiben, muss es aus eigenem freien Willen geschehen, es darf nicht von aussen auferlegt werden. Der Prophet Jeremia mag als Ausnahme gesehen werden, aber er war Single, weil Gott damit eine klare Absicht hatte. Hinter Jeremias Ehelosigkeit stand keine menschliche Autorität oder Institution, wie es beim Zölibat in der alten heidnischen Götzenanbetung der Fall war. Später wurde diese Sitte von der katholischen Kirche übernommen. In Matthäus 19,11-12 erklärt Jesus, dass die Entscheidung, für einen geistlichen Dienst unverheiratet zu bleiben, freiwillig ist.

Von dem Zeitpunkt meiner Bekehrung an hatte ich den Herrn gebeten, mir einen guten Christus-gläubigen Ehemann zu schenken, der mich beschützen und mir geistlich vorangehen würde auf meinem neuen Weg mit Christus. Ein schwieriges Jahr um das andere verging, ich betete weiter und wartete auf Gottes Antwort. Das Leben einer alleinstehenden Frau ist weder einfach noch sicher, erst recht, wenn ihre Familie weit weg ist und keine Kirche oder Missionsgesellschaft sie unterstützt. Ich war nun Mitte Vierzig und für elf Waisenkinder und unser Haus verantwortlich. Welcher Mann mit normalem Verstand würde eine Frau in diesen Umständen heiraten? Ich schien ein hoffnungsloser Fall zu sein.

Aber Gott ist treu und gnädig und er zeigte mir seine väterliche Liebe einmal mehr auf eine unglaubliche Art und Weise. In über 6000 km Entfernung bereitete der Herr einen Mann auf mich vor. Eines schönen Tages im Januar 1990 erhielt ich einen Brief von einem unbekanntem Amerikaner. Er hatte durch Missionare von mir gehört, die in einer Kirche seines Heimatstaates Oregon von ihren Reisen in die dominikanische Republik berichteten. Der Mann hiess Fred Zwirner, er war seit fünf Jahren verwitwet und er beschloss an jenem Tag mir einen Brief zu schreiben. Er drückte darin auch seinen grossen Wunsch aus mich zu treffen. So begann alles. Bald schrieben wir uns Briefe hin und her und telefonierten einige Male miteinander.

Drei Monate später besuchte er mich in Santo Domingo. Ich erinnere mich noch an meine ersten Worte als wir uns am Flughafen begegneten: „Willkommen in meinem Leben!“ Als Bestätigung dessen, was Gott bereits gewirkt hatte, stellte sich auch gleich eine tiefe Liebe zueinander ein. Zwei Wochen später verlobten wir uns, nach zwei Monaten, am 22. Juni 1990, war die Hochzeit in Corvallis, Oregon. Welche Freude und Segen!

Mein Ehemann ist das äusserliche Zeichen der Liebe Gottes in meinem Leben. Er ist Gottes „Schirm“, der mich schützt und mir den Weg bahnt, mein geistlicher Führer, der Ausdruck Seiner zärtlichen und gnädigen Liebe. Durch die Verbindung der Ehe bewirkte Gott eine gewaltige Veränderung in meinem Leben, er schenkte mir Erfüllung, Freude, Sicherheit und einen unbeschreiblichen Frieden. Aus diesen Gründen wollte ich diesen persönlichen Aspekt meines Lebens in dieses Zeugnis aufnehmen.



Rocio und Fred Zwirner an ihrem Hochzeitstag am 22. Juni 1990.

Nur wenn wir dem Wort Gottes in allen seinen Ratschlägen gehorsam sind, finden

wir den Felsen, die Stabilität und die Freude des christlichen Lebens. Nicht nur in diesem, sondern auch in dem zukünftigen Leben werden wir den Herrn mit seinen Engeln und den anderen Heiligen in alle Ewigkeit preisen. Er hält, was er verspricht (Joh 3,16 und Joh 5,24).

Mit ein paar Gedanken zu einer Aussage von Paulus möchte ich abschliessen: *„Denn ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht; denn es ist Gottes Kraft zur Errettung für jeden, der glaubt, zuerst für den Juden, dann auch für den Griechen; denn es wird darin geoffenbart die Gerechtigkeit Gottes aus Glauben zum Glauben, wie geschrieben steht: „Der Gerechte wird aus Glauben leben“ (Römer 1,16-17).* Wenn wir erkennen, dass wir völlig im Dreck der Sünde sitzen, wird uns klar, dass jemand uns aus dieser Lage erretten muss. Die Bibel zeigt uns den reinen Zustand, den Gott für die Gläubigen vorgesehen hat. Aber Gott ist heilig und wir sind schmutzig. Wir können nicht in seine Nähe kommen, bevor er uns mit seiner eigenen Gerechtigkeit „einkleidet“. Und genau diese Gerechtigkeit hat Jesus Christus ermöglicht; sie wird im „Evangelium der Gnade“ erklärt. Weil Jesus Christus treu war in allem, was er tat, bis hin zu seinem Tod am Kreuz, kann seine Gerechtigkeit auf alle übertragen werden, die an ihn glauben. So sagt es Gottes Wort: *„Lasst euch versöhnen mit Gott! Denn er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm [zur] Gerechtigkeit Gottes würden“ (2. Korinther 5,21).* Diese Botschaft ist jetzt meine Freude, mein Leben, mein Alles.